

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 1

Artikel: Auf dem Zürichsee
Autor: Maurer, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661689>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mit dieser seltsamen Kunde lag nun die Greisin allein, sie schaute ununterbrochen zu ihr hinauf, es ging wie Beschwörung von diesen wenigen Worten aus, wie magische Gewalt, die ihr sterbendes Herz mit einer fernen wehmütig-süßen Musik erfüllte. Da sie früher nichts von ihnen gewußt hatte, erschienen sie ihr als eine neue Offenbarung, als Überraschung, als freudiges Geschenk mit all dem Zauber des Unerwarteten. Sie waren unverkennbar da, diese Worte, sie wichen nicht von der Stelle, sie riefen unausgesetzt zu ihr herab: „Mabel, I love you!“ —

War es wirklich so, daß der verwegene Junge dies damals geschrieben oder träumte und täuschte nur das Fieber in ihr das Ornament zu scheinbarer Schrift vor? Und hatte er dies einst wirklich geschrieben, so mochte er es längst vergessen haben, es war ein toller Scherz, nicht mehr, eines Zimmermalers Künstlerlaune!

Doch nicht, was aus den Empfindungen wird, ist das Entscheidende, sondern was sie im Augenblick des Erlebens bedeuten. Für die sterbende Greisin waren diese Worte: „Mabel, ich liebe dich!“ wie ein süßes Geschenk, wie ein Ruf aus anderen Sphären, aus dem Reiche

einer ewigen, fast schon unpersönlich gewordenen Liebe. Er blieb bei ihr, dieser Gruß, sie wußte, er würde von ihr nicht weichen bis ans Ende, und es würde nun auch ihr Sterben ein anderes sein.

Sie wog die Werte des Lebens ab und erkannte: War dieser kleine Thomas Leuthold, der da nach einem Menschenalter als Letzter ihr von Liebe sprach, war er nicht eigentlich der Sieger ihres Lebens? Was war von all den vielen andern noch vorhanden, die ungleich deutlicher zu ihr von Liebe gesprochen hatten? Wo waren sie hin? Gewiß, gewiß, es war unsägliche Wohltat, die dieser ferne verschollene Thomas Leuthold ihr nun erwies. Und lag es nicht in ihrer Hand, dies königlich zu lohnen?

Hier ist die Geschichte, glaube ich, zu Ende. Nicht anders, so meine ich, ist Thomas Leuthold zu seinem Vermögen gelangt.

Er hat es, wie wir früher bereits erfuhren, den Blinden seiner Heimat vermacht. Und also wurde durch den Liebescherz eines Malerjungen, den er selbst schon längst vergessen hatte, den aber eine Zimmerdecke wohl bewahrt, für lange Zeit viel tröstendes Licht gebracht in manche menschliche Finsternis.

Beginn des Herbstes.

Ein leichter Nebelschleier streift die Flur
und macht die fernen Berge blauen;
in warmem Golde badet die Natur
noch einmal Hügel, Tal und Auen.

Dort lodert purpurn noch ein Sommermohn,
wo eh'mals prangten üpp'ge Farben,
doch in den Buchenwäldern dämmern schon
des Herbstes gluthdurchhauchte Farben.

Emil Hügli.

Auf dem Zürichsee.

Aus den Erinnerungen eines alten Zürichsee-Kapitäns (J. Maurer).

Schon von früher Jugend auf hatte ich für die Schifffahrt und besonders für den Schiffsbau ein reges Interesse. Ich wollte Schiffsbauer werden, und nach einer vorangegangenen theoretischen Vorbildung trat ich in die Schiffbauwerkstätte von Escher, Wyß u. Co., damals Neumühle genannt, ein. Der Leiter derselben, Oberingenieur Jackson, ein Engländer, galt als eine Kapazität in diesem Fache. Die Firma war im Schiffsbau damals weit berühmt. Nicht nur für sämtliche Schweizerseen, sondern auch für das Ausland lieferte die Firma die großen, schönen Dampfer, die Zeugnis gaben von Zürichs Schaffenskraft. Bereits zwei Jahre war ich in den Werkstätten tätig, als unerwartet meinem Streben ein Ziel gesetzt wurde. Ein

unheimlicher Gast hatte sich eingestellt, ein schleichendes Lungenleiden. Ich hatte mich im Stadium des Wachstums zu sehr angestrengt. Das war für mich ein herber Schlag. Der Arzt verordnete sofortigen Austritt, stets frische Luft und Ruhe. Dieser passive Zustand war für mich auf die Dauer fast unerträglich. Damals hatte man noch keine Ahnung von der eminenten Heilwirkung der Höhenluft auf diese Krankheit; man kannte die so segensreiche Einrichtung der Höhenluftsanatorien, an deren Erstellung sich jeder Menschenfreund beteiligen sollte, noch nicht, nicht einmal Davos war bekannt. Die Riviera war zu entfernt, und infolge eingetretener ungünstiger Familienverhältnisse das Geld rar. Da kam mir ein guter

Gedanke. Auf dem Zürichsee ist ja ein Hauptfaktor zur Genesung, eine reine, staubfreie Luft zur Genüge vorhanden. Also melden wir uns, wenigstens den Sommer über, für eine leichte Stelle auf dem Dampfboot. Der Arzt, den ich darüber um Rat fragte, war mit meinem Vorhaben einverstanden. „Eine etwas riskierte Radikalkur“, meinte er, „aber Sie sind sonst von guter Konstitution und, wie ich weiß, hygienisch erzogen. Vorausgesetzt, daß Sie einen günstigen Sommer erraten, so könnten Sie bis im Winter wenigstens außer Gefahr sein.“ Durch Vermittlung des Herrn Jackson, der mich wohl mochte und ungern scheiden sah, erhielt ich eine leichte Stelle auf dem Dampfboot. Der Sommer war ausnahmsweise günstig und auch der Herbst ungewöhnlich milde, und da ich mich trotz mannigfacher Versuchung aller Reizmittel enthielt, so hatte sich mein Zustand bis im Winter bedeutend gebessert. Aber auch meine Zukunftspläne hatten sich mittlerweile geändert. Ich konnte mich vom See und seinen mir so lieb gewordenen Anwohnern nicht mehr trennen. Ich hatte die Fülle der Schönheiten und mannigfachen Reize unseres Sees erkannt und schätzen gelernt und wollte mit allen Mitteln auch meine Mitmenschen zum Genießen dieser Herrlichkeiten veranlassen, um dadurch dem lieben See die ihm gebührende Anerkennung zu verschaffen.

Aus dem schwächlichen Jüngling war mittlerweile ein wetterfester, junger Mann und Kapitän des Dampfbootes „Republikaner“ geworden. Es war an einem wundervoll schönen, klaren Herbstmorgen. Der „Republikaner“ lag zur Abfahrt an der Bauzhanze bereit. Das Boot war mit Passagieren aller Art dicht besetzt, als eine soeben eingestiegene Herrschaft meine volle Aufmerksamkeit erregte: eine noch jugendliche, schöne, vornehme Dame von hohem, schlankem Wuchs und edlen Zügen, begleitet von einem Herrn mit militärischem Außern, einer Gesellschaftsdame und einem Kurier. Die Herrschaft plazierte sich auf dem Verdeck. Als jedoch das Schiff in Bewegung kam, wurde der Aufenthalt auf dem offenen Verdeck bei dem etwas kühlen Wetter unangenehm, und der Herr mahnte, die Kajüte aufzusuchen. Doch die Dame erwiderte: „Ich will bei diesem prächtigen Morgen womöglich hier oben bleiben, um die Aussicht auf dem schönen Zürichsee voll und ganz zu genießen.“ Damals waren unsere Schiffe noch höchst primitiv eingerichtet. Ein offenes Verdeck, das keinen

Schutz gegen den Zugwind gewährte, eine tiefgelegene, gewöhnlich überfüllte Kajüte, deren Fenster kaum über den Seespiegel ragten und wenig Aussicht gewährten. Da dachte ich bei mir, dieser Dame müsse geholfen werden, und während sich der Herr in die Kajüte begab, um einen günstigen Platz ausfindig zu machen, trat ich ehrerbietig auf sie zu und redete sie an mit den Worten: „Sie wünschen die Aussicht zu genießen, und doch ist der Zugwind auf dem offenen Verdecke unangenehm. Gestatten Sie mir, für Sie einen Stuhl hinter dem Radkasten, bei meinem Bureau, zu plazieren, da haben Sie die Aussicht präzise gleich, wenn nicht noch besser, und sind vor jedem Zugwind geschützt.“ Keine Antwort. Verwundert, fast abweisend, sah mich die Dame an, und erst, als ich mich enttäuscht wegwenden wollte, gab sie durch ein kaum merkliches Neigen des Hauptes ihre Zustimmung kund. Sofort wurden zwei Stühle plaziert und ebenso rasch von der Dame und ihrer Begleiterin besetzt. Aber trotz des günstigen Platzwechsels fröstelte die Dame, sie hatte sich eben zu lange dem Zugwind ausgesetzt. Sofort entnahm ich dem Bureau eine noch ganz neue, schön gestickte Reisebede, die ich wenige Tage vorher zum Geschenk erhalten, und offerierte dieselbe. Wiederum keine Antwort, nur ein stummes Neigen des Hauptes, und im Moment war die schöne Reisende unter Beihilfe der Begleiterin gar wohlighing eingehüllt, und damit war der Bann des Schweigens gelöst; freundlich dankte sie mir, mein offenes Wesen schien ihr zu gefallen, und so oft es mir die Zeit erlaubte, richtete sie Fragen an mich. Mittlerweile war auch der Herr von seiner Inspektionsreise zurück. Erstaunt, ja mit mißbilligender Miene betrachtete er dieses Changement de décoration. Doch eine gebieterische Handbewegung der Dame ermahnte ihn, sich vorläufig ruhig bis auf weitere Ordre in Reserve zu halten. Die Dame war nicht nur sehr schön, sondern auch eine Frau mit scharfem Verstand. Sie interessierte sich für alles: vom Weinbau bis zur Seidenfabrikation; hauptsächlich aber für unsere politischen Einrichtungen, vom Gemeinde- bis zum Bundespräsidenten, und besonders für die Stellung des letzteren. Und da hatte ich das Glück, meine Ausführungen ad oculos zu demonstrieren. Der Gemeindepräsident von Rüschnacht (Oberst Fierz) war soeben eingestiegen. Er war ein Bild männlicher Kraft und Schönheit, mit Stolz wies ich auf ihn hin: Das ist unser Gemeindepräsident, und

solch ein Herr ist auch unser Bundespräsident.

Das war heute mein erster Glücksfall, und da bei mir gewöhnlich auf den ersten noch zwei folgen, so ward ich fröhlich und guter Dinge. In Meilen erhielt ich von freundlicher Hand ein Körbchen prächtiger Trauben. Was lag wohl näher, als der verehrten Dame einige Proben der Erzeugnisse unserer Rebgeleände anzubieten. Gedacht, getan. Auf einen Teller legte ich die schönsten weißen und blauen Trauben und überreichte dieselben mit den Worten: „Soeben erhielt ich ein Körbchen Trauben, gestatten Sie mir, Ihnen hievon einige Proben zu überreichen.“ Mein Anerbieten wurde angenommen.

Während die schöne Reisende sich die Trauben munden ließ, begab ich mich zum Kurier, der vorn auf dem zweiten Platz saß, um etwas Näheres über die Herrschaft zu erfahren. Der war jedoch sehr zugeknöpft. Kann nicht dienen, die Herrschaft reist im strengsten Infognito. Doch ich wußte ihm beizukommen. Schon nach kurzer Zeit erfuhr ich: Die Dame ist eine königliche Hoheit. „Also eine Königin?“ fragte ich. Und er nickte mit dem Haupte. „Und der Begleiter?“ „Ehrenbegleitung, Hofmarschall, die Begleitdame eine höhere Dienerin.“ Das Woher war trotz aller Versicherung der strengsten Diskretion nicht herauszubringen. Doch ich wußte genug. Also eine Königin! Und dieser Königin hatte ich unsere republikanischen Staatseinrichtungen als mustergültig geschildert, und unser Staatsoberhaupt (Dubs) allen Kaisern und Königen der Christenheit gleichgestellt. Aber sie schien ja doch einverstanden zu sein.

Als ich zurückkam, war die Königin in bester Laune. Scherzend sprach sie: „Diese Trauben haben ein feines Aroma und einen besondern Geist.“ Und als ich zu dem besondern Geist eine etwas ungläubige Miene machte, sprach sie ernst, aber zutreffend: „Ja, einen besondern Geist. Wenn eine Mutter mit aller Sorgfalt eine Suppe bereitet mit dem innigsten Wunsche, dieselbe möge dem lieben Manne gut bekommen, so wird diese Suppe ihm besser bekommen als der feinste Braten, den ein zankfüchtiger, übelgelaunter Koch für ihn präpariert. Denn Gedanken sind Kräfte, die sich konzentrieren. Und so verhält es sich auch mit diesen Trauben. Es sind wahrscheinlich Spaltertrauben, die mit liebendem Auge und sorgfamer Hand extra gut gepflegt wurden, um dem lieben Empfänger eine Freude zu bereiten, und dieser Wunsch hat sich

in den Trauben konzentriert, daher der besondere Geist.“* Also sprach eine Königin. Als wir die liebliche Halbinsel „Au“ passierten, war die Königin über diesen idyllischen Erdenfleck so entzückt, daß sie mit Begeisterung Klopstocks schöne Ode auf den Zürichsee zitierte, und da sie einigemal stecken blieb, half ich gerne nach, und so wurde im Duett Natur und See gepriesen.

Nur Seine Exzellenz, der Herr Hofmarschall, war mit diesem gemeinsamen Lobgesang nicht einverstanden. Mit hochgezogenen Brauen, ja sogar händeringend, blickte er herüber. Der gute Herr hatte eben keine Ahnung vom besondern Geist der Meilener Trauben. In Stäfa stieg der dortige Lächerchor ein, der den schönen Herbsttag zu einem Ausflug nach dem Teufelsberg benützen wollte. Es war eine Schar junger Töchter, die sich in ihren weißen Kleidern gar hübsch präsentierte. Sie placierten sich auf dem ersten Platz, unweit der Königin. Und als beim Traversieren des Sees die Alpen in wunderbarer Pracht herniederstrahlten, stimmten sie das schöne Lied Baumgartners an:

„O mein Schweizerland, o mein Vaterland,
Wie so innig, feurig lieb' ich dich.“

Das klang so schön und rein in die herrliche Natur hinaus und stieg zu den Höhen empor, daß es schien, als wollten selbst die fernen Firnen ihre schneebedeckten Häupter zum Beifall neigen. Und als der letzte Ton harmonisch verklungen, sprach die Königin gar sichtlich bewegt zu mir: „Es liegt ein eigener Zauber, der das Herz gar wunderbar berührt, im Heimatlied. Ich liebe den Volksgesang. Wer sind diese artigen Damen, die so schön singen?“ Und gar stolz erwiderte ich: „Das sind Seejungfrauen!“ Das war heute mein zweiter Glücksfall.

Gar manches freundliche Wort wurde noch gewechselt, und zu bald, diesmal allzubald, war das Endziel der Fahrt erreicht. Mit königlicher Würde, so vornehm und doch so huldvoll, verabschiedete sich die hohe Frau, daß selbst der sonst so grimme Herr Hofmarschall geruhte, dem „Republikaner“-Kapitän ein freundliches Adieu zuzuwinken.

* Es waren wirklich Spaltertrauben, sog. blaue Bachernacher und Muskateller. In diesen guten Zeiten kannte man weder Rebkrankheiten noch das Rebenspritzen, in guten Weinjahren waren diese Trauben eine Delikatesse und wurden von Fremden und Einheimischen jedem ausländischen Gewächs vorgezogen.